

Emil Anner

Autor(en): **H.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Emil Anner.

Nachdruck verboten.

Mit Bildnis des Künstlers, drei Kunstbeilagen und zahlreichen Reproduktionen im Text.

Das Biographische über den Künstler Emil Anner erledigt sich rasch. In Baden wurde Anner 1870 geboren; mit siebzehn Jahren kam er an die Kunstgewerbeschule des benachbarten Zürich; in Genf setzte er seine Studien fort. Dann folgte München anfangs der neunziger Jahre. Wie so manche unserer Landsleute besuchte er zunächst das Atelier Knirrs, der als Lehrer vielbegehrte und vielgerühmte ist. Sein zweiter Lehrer wurde der Stecher und Radierer Prof. J. L. Naab an der Akademie. Von 1897 bis 1901 lebte Anner in seiner Vaterstadt, worauf er nach Brugg, dem reizend malerischen „Prophetenstädtchen“, übersiedelte, dem er bis zur Stunde treu geblieben ist. Neben seiner selbständigen, künstlerischen Arbeit betätigt er sich dort als Zeichnungslehrer an der Bezirksschule. Daneben verwertet er auch seine ausgesprochene musikalische Begabung als Dirigent. Auf seinen Radierungen begegnet man nicht selten neben dem Namenszug einer Palette, in die ein Violinschlüssel hineingezeichnet ist. Es ist gleichsam das Lebensmotto Anners: bildende Kunst und Musik. Im Aufwärtsblick seiner Photographie glüht etwas Schwärmerisches; zugleich offenbart sich ein stilles sinniges Hören auf die Stimmen der Natur. Man würde einzig aus diesem Bilde schon auf eine lyrisch gestimmte Individualität schließen.

Das Bild trägt nicht. Wer die Reproduktionen nach Arbeiten Anners durchgeht, wie sie die „Schweiz“ in reicher Zahl ihrem Leserkreis vorzulegen in der Lage ist, der wird angesichts der Blätter, welche die Natur schildern — in ihrer Weite und in ihrer Begrenztheit, in ihrem großen Atemzug und in ihrer leisen, einfachen Sprache — sofort innerwerden, daß hier eine feine, sensible, poetisch tief empfindende Seele vibriert. Man könnte sagen: Anner sieht der Natur andächtig gegenüber. Und diese Andacht erstreckt sich nicht etwa nur auf solche Aspekte, die wir gemeinhin als großartig zu bezeichnen pflegen, im Gegenteil: Anner weicht in seiner Kunst diesen aus, er kennt Schönheiten, die das gewöhnliche Auge leider nur zu gerne übersieht oder doch nicht in ihrer ganzen Größe empfindet, so z. B. den Blick über eine weite Ebene hin mit dem Eindruck des Unendlichen und darum die Sehnsucht Weckenden, mit der sonnendurchstrahlten Atmosphäre darüber, mit einzelnen in die Luft emporragenden Bäumen, den Weizenzeigern des räumlich unmerkbar Scheinenden. Oder es ist nicht die Ebene, sondern ein durch niedere Bergzüge malerisch komponiertes Terrain, und das Auge eilt einem blitzenden Wasserlauf nach, der es weit, weithinein zur Horizontlinie führt, wo strahlend die Sonne sich emporhebt. Oder es ist Nacht, und nur noch einige letzte Lichter erhellen die Wolkenzüge, und der Mond fängt an, seinen Zauber zu üben, und in großen, ruhigen Flächen und Linien breitet sich das Naturbild aus; alles Detail ist ausgewischt.

Das sind die Schauspiele, die Anners Auge entzücken und seine Seele in Bewegung setzen. Und der Eindruck der stillen Majestät der Natur kann so stark werden, daß er nach einer Personifikation drängt. So erwuchs ihm aus der stummen, dunkeln Ebene, die der Flußlauf durchfunkelt, eine sinnende, ins Unendliche hinausflaumende, leise trauernde Märchengestalt: die Nacht. Der Zauber des Romantischen liegt über diesem Blatte.

Anner kennt aber auch die Andacht zum Einfachen, Unscheinbaren: die einzelne Blume ist ihm lieb und dünkt ihn der sorgfältigen Wiedergabe durchaus wert. Und sein künstlerisches Empfinden ist fein und tief genug, um an einigen vom Windhauch in mannigfaltigste Bewegung versetzten Blumen

und Gräsern den unendlichen Reichtum der Natur und ihr intimstes Leben zu entzückender Eindringlichkeit zu bringen. Man muß sich in eine Radierung wie diese einmal recht hineinsehen, um einen Begriff von dem vollen Glücksgefühl des Künstlers zu erhalten, das in diesem liebevollen Nachgehen und Nachbilden der Natur beschlossen liegt. Bei Dürer findet man gelegentlich diese Andacht auch zum Kleinsten und Einzelnen. Ich kenne wenige Arbeiten Anners, die mir ein solch stilles Behagen gewähren, wie gerade dieser „Windhauch im Gras“.

Anner ist ein Sonnenanbeter. Er liebt es, das strahlende Gestirn in sein Bild aufzunehmen, und man darf ihm nachrühmen, daß er dieses höchst gefährlichen Unterfangens meist vortrefflich Herr geworden ist. Mit den Mitteln der Radierung, dem bloßen Schwarz-Weiß, führt er prächtige Lichtsymphonien auf. Mit der schönsten Delikatesse weiß er die Luft zu schildern: die helle, durchsichtige, reine (wie auf dem Blatt „Der Morgen“*), die von Wärme und Dunst zitternde auf dem „Abend“-Blatt; man glaubt das Abendsonnengold über Ebene und Bäumen liegen zu sehen. Und welch frische, kühle Luft atmet das Blatt „Morgenlicht im Walde“ (S. 465)!

Man spürt förmlich die Morgenbrise um die prächtigen, seidenglänzenden Buchenstämme streichen. Und wie die Sonne und das Tageslicht, so hat Anner den Mond und die Sternennacht lieb. Welcher Lyriker täte das nicht? Das zauberische Lichterpiel des Mondes über einem Wasserpiegel, das Sternengefunkel am kalten Winterhimmel hat er uns mit künstlerischer Meisterhaftigkeit geschildert. Wie frieren die armen Birken, wie zart säuselt es in den Bäumen und Büschen, während der Mond auf dem Flusse tanzt!

Im Waldesdunkel hat Anner den glitzernden Wasserfall belauscht, und er hat in die poesievolle Naturgenie die schönen Jüngling gesetzt, von dem die Sage uns erzählt, wie er im Wasserpiegel sein eigenes Bild erblickend von Liebesleidenschaft zu sich selbst entbrannt ist. Wie den ernten Kopf der Nacht, so empfindet man diesen leuchtenden Körper als aus der Naturstimmung glücklich herausgeboren**).

Sonst läßt Anner die Natur gerne für sich allein sprechen. Unter den in der Frühlingsblüte prangenden Baum freilich, da hat er, der musikalische Lyriker, ein seliges Liebespaar sich hingeträumt (S. 467). Frühling und erste Liebe gehören ja zusammen. Wenigstens die Poeten wollen's so, und wir glauben es ihnen so gerne.

Eigentliche figurliche Kompositionen kenne ich von Anner nicht. Wohl aber hat er eine Anzahl Porträt- und Studienköpfe gezeichnet, die der Beachtung wohl wert sind, wenn sie auch die Höhe der landschaftlichen Arbeiten des Künstlers nicht ganz erreichen. Gerne begegnet man dem Bildnis der Mutter, das der fünfundsiebenzigjährige radiert hat; es ist mit Liebe gemacht, und wenn man die Formen des Kopfes mit denen des Porträts des Künstlers vergleicht, so erfährt man aus dem Bildnis zugleich, daß auch physisch eine starke Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn besteht. Ein kluger, feiner Kopf ist der des vielversprechenden Bruggener Architekten A. Froelich, dessen wichtigster Entwurf für die Friedhofshalle in Brugg die Leser dieser Zeitschrift bei diesem Anlaß kennen lernen. Aus der Münchnerzeit stammt der radierte Kopf der alten Dachauer Bäuerin; man glaubt hier einen starken Eindruck von Membrandt her zu entdecken. Reich an Form und fein in der Art der Lichtführung ist der bereits früher in der „Schweiz“

*) f. die Kunstbeilage S. 372/73 dieses Jahrgangs.

**) Die Kunstbeilagen „Morgens“, „Winternacht (mit Birken)“ und „Mondnacht an der Limmat“ folgen in spätern Nummern unserer Zeitschrift.



Emil Anner (Phot. S. Hortacher, Baden).



Meine Mutter. Nach der Radierung (1895) von Emil Anner, Brugg.

zur Reproduktion gelangte Studienkopf von 1895 *). Man sieht, mit welchem Eifer und Glück Anner seine Radirnadel auch in den Dienst der Menschenschilderung gestellt hat.

So ist es ein reiches, feines künstlerisches Schaffen, das uns hier entgegentritt. Anner steht in so jungen Jahren, daß man sich noch viel des Schönen von ihm versprechen darf. Schon heute darf man den Landschaftler zu unsern besten und intimsten Naturbildern zählen. Was allem, was er schafft, den stillen, nachhaltigen Reiz verleiht, das ist der reine, tiefe seelische Klang, der uns auch aus dem kleinsten Blättchen Anners entgegentönt.

H. T.

Aus der Fremdenlegion.

Nachdruck verboten.

Gibt es noch eine Fremdenlegion? Vielleicht, antworten gleichgültig die Regierungen, jedenfalls geht uns das nichts an, und wir wollen nichts davon wissen. — Ihre Beseitigung ist dringend zu wünschen, und wenn die verschiedenen Regierungen nicht über die nötige Macht dazu verfügen, so sollten Menschenfreunde und Moralisten sich wenigstens zusammentun, um diesem Gedanken Freunde zu gewinnen und die französische Regierung, von der die ganze Sache abhängt, zum Handeln zu veranlassen.

So läßt sich der waadtländische Gymnasiallehrer Léon Randin in seinem Buche: *A la Légion Etrangère* (Neuchâtel, Delachaux et Niestlé, 1905, 340 S., Fr. 3.50) vernehmen, das

*) f. die Kunstbeilage S. 404/05 dieses Jahrgangs.

die Frucht seines dreijährigen Dienstes in der Fremdenlegion ist. Randin ist kein hervorragender Schriftsteller; die Romanform, die er seinem Buche gab, hätten wir gerne entbehrt, und die ganze Einteilung seines Werkes scheint uns nicht günstig. Was uns fehlte, war ein Dokument über die Geschichte und Zusammenlegung der Fremdenlegion, ihre Lebensbedingungen, Beschäftigungen und Organisation. Möglichst viel Tatsachen, scharfe Lichter, kurze Erlebnisse, volle Wahrheit, keine Dichtung. Aber man kann ja schließlich aus Randins Buch das Nötige entnehmen und wird ihm Dank wissen, daß er wenigstens seine persönliche Geschichte schlicht und getreu berichtet hat. Wenn er auf die dichterische Form seines Werkes nicht verzichten wollte, so geschah es doch offenbar nur, um ausschließlich Erlebtes und das Erlebte ganz zu berichten; die Liebesgeschichte ist seine Geschichte, die Leiden Charles Durvals sind seine Leiden. Dieser persönliche Akzent verleiht dem Buche einen besondern Wert und eine eindringliche Sprache, die manchen Leser tiefer berühren mag als alle Statistik.

Randin ist übrigens nicht der erste, der nach seiner Heimkehr aus Algier die Feder ergriff, um das Erlebte festzuhalten. Außer den klassischen Geschichtswerken von Grijot-Coulombon und Roger de Beauvoir erschienen Bücher wie das deutsche des Berners Lüthy, der fünf Jahre Legionär war und mit seinen Berichten vor sieben Jahren weiteste Kreise interessiert hat*). Aber weder die offiziellen Darstellungen der ruhmvollen Kriegstaten, noch die privaten Berichte von den furchtbaren Leiden der Fremdenlegion haben an ihrem Bestande und ihrer Beschaffenheit das Geringste geändert. Darum ist es nützlich und heilsam, wenn in kurzen Abständen immer neue und neue Bücher austauschen, die eine Entrüstungsbewegung gegen diese überlebte Institution entfachen und auf die Verantwortlichen einen moralischen Druck ausüben, damit endlich die Klage gehört und ihr Grund beseitigt werde.

* * *

Wie bekannt, ist die Fremdenlegion keineswegs alt. 1831 für den kolonialen Dienst gegründet, hatte sie zunächst die Eroberung Algiers zur Aufgabe. Von den sechs ursprünglichen 5600 Mann starken Bataillonen waren vier aus Deutschen zusammengesetzt; 1837 befanden sich nur noch 1400 Mann unter den Fahnen; 1862—64 wurde die ganze Legion aufgelöst. Der gegenwärtige Bestand ist seit 1897 wieder auf zwei Regimenter mit sechs Bataillonen und zwei Depotkompagnien erhöht worden.

Die französische Regierung hat diese Truppe überall dorthin gestellt, wo die größte Gefahr war und wo sie die eigenen Landsleute schonen wollte. So haben die Legionäre für Frankreichs Ehre 1870 an der Loire, früher und später in der Krim, Babylonien, Mexiko, Spanien gefochten. Kein französisches Bataillon hat mehr Lorbeeren errungen, keines mehr Opfer an Menschenleben eingebüßt, keines ist mutiger in die Schlacht gegangen, keines hat sich williger und todesfreudiger geopfert als diese Söldnerschar. Und wie hat Frankreich sie behandelt? Wie dankt sie ihr heute noch? An der Hand des Randinschen Buches möge in diese Verhältnisse eintrichterender Einblick gewonnen werden.

Bis vor fünf Jahren war es französischen Untertanen überhaupt untersagt, in die Fremdenlegion einzutreten. Sie überließen ihren Namen vollauf verdienen; nur Ausländer erhielten das Recht, sich zu opfern. Immerhin hat es an Franzosen nie gefehlt, da keine Papiere verlangt werden, die Staatszugehörigkeit der Eintretenden also nicht sicher erkannt werden kann. Ein Handgeld, wie es in allen Söldnerheeren Brauch ist, wird nicht gegeben. Gleichwohl wird eine Verpflichtung auf fünf Jahre gefordert. Während der französische Soldat nach fünfzehn Jahren pensionsberechtigt wird, ist es der Legionär erst nach zweiundneunzig Jahren, also in einem Alter, das bei der Härte des Dienstes und der Tücke des Klimas die allerwenigsten erreichen.

Nachdem in einem der Werbebüreaus die Einschreibungs-

*) Seit der Niederchrift dieses Artikels erschienen noch im Laufe des Jahres 1906 drei Bücher über die Fremdenlegion: „Weiße Sklaven“ von Döhl, „Verlorene Söhne“ von Cremer und die Souvenirs des Irlandsers Le Patriot.